

Meja Mwangi | Rafiki



Meja Mwangi

Rafiki

Roman

Aus dem Englischen von
Thomas Brückner

Peter Hammer Verlag

Den stolzen Nanyukiern
überall gewidmet.
Hakuna kama sisi.

Kapitel 1

Für Nanyuki, unser Nanyuki, eine geschäftige Großstadt mit so ... so unzählig vielen Einwohnern, war es die Story des Jahrhunderts, dass uns die jüngste Volkszählung, genau wie alle vorangegangenen, dazu trieb, uns selbst noch einmal zu zählen und uns darüber zu wundern, wie eine Regierung, der so viel Geld, so viele Autos und so viele Beamte zur Verfügung standen, nicht zählen konnte.

Wir zählten mehrere Millionen, wenn unsere Nullen richtig waren, die wir nachts im Schein des Feuers und ohne den Segen eines Computers oder eines Abakus zusammenrechneten, nachdem die Regierungsvertreter wieder weg waren. Und sie waren richtig.

Soweit es uns anging, waren unsere Nullen nicht nur belastbar, sie waren auch weniger, als sie gewesen wären, hätten wir dieselben Mittel zur Verfügung gehabt wie die Regierung. Und allein nach den Zahlen geurteilt, waren wir eine Großstadt. Egal, was andere behaupteten.

Zugegeben, wir hatten weder eine Kathedrale noch ein Rathaus, aber wir besaßen eine prächtige County Hall und so viele Kirchen und Moscheen, Bars und Fleischereien, dass wir uns Metropole nennen konnten, Megalopolis, Mega-City oder Mega-Irgendwas, weil wir, verdammt noch mal, die Voraussetzungen erfüllten. Und warum auch nicht, wenn man sich vor Augen hielt, dass zerlumpte Gemeinden nicht weit von uns, die ebenso bedürftig und staubig waren, sich als Kommunen bezeichneten, als Industrie- oder gar als Satellitenstädte. Manche sahen sich sogar als Fürstentümer, was immer das heißen mochte, und regelten ihre Angelegenheiten im Stile von Familiendynastien.

Um all dem die Krone aufzusetzen und unseren Anspruch auf Größe zu zementieren, gehörte uns nach unseren Berechnungen außerdem einer der höchsten Berge der Welt. Wir hatten einmal versucht, ihn von Nanyukis Zentrum aus zu vermessen, aber noch bevor wir auf unserem Weg den Berg hinauf den Nanyuki River überquert hatten, war uns schon das Maßband ausgegangen. Es stand außer Frage, dass er der majestätischste Anblick im Umkreis vieler Meilen war. Soweit es uns anging, stellte er tausend Kathedralen in den Schatten, weil er zugleich der zweithöchste Berg Afrikas war.

Wir hatten außerdem Anspruch auf ein Stück von unserer Hälfte des Kilimandscharo, des höchsten Bergs in Afrika, doch der musste noch zwischen den Nanyukiern, den Chagga, der Regierung Tansanias und all jenen ausgehandelt werden, die ebenfalls einen berechtigten Anspruch besaßen.

Unsere Ansprüche waren größer als unsere Möglichkeiten, und wir waren stolz darauf.

Das lag in unserer Natur, es war keine Habgier. Das hatte uns zu denen gemacht, die wir waren. Wären wir wirklich habgierig, hätten wir auch einen Teil des Indischen Ozeans beansprucht. Wegen all des Wassers, das unsere Flüsse, der Nanyuki und der Liki, in den Euaso Nyiro ergossen, der es zum Tana trug, der es seinerseits die ganze Strecke bis zum Ozean transportierte und großzügig die Welt beschenkte. Und sogar das Ereignis, das für uns eine Kapriole der Jahrhunderte sein sollte und uns, wenn er denn Erfolg gehabt hätte, einen Helden von unserem Fleisch und Blut geschenkt hätte, von dem wir für den Rest unseres Lebens singen könnten, sogar das wurde von Liebe und nicht von Habgier genährt.

Wie viele andere Missgeschicke begann es damit, dass ein Mann sich als Mann beweisen, den Erwartungen seiner Frau gerecht werden und zahllose unverschämte Forderungen und Verpflichtungen erfüllen sollte, die ihm allein dadurch aufgeladen wurden, dass er ein Mann war. Und wie viele solcher spontanen Unternehmungen ging alles, wie vorherzusehen war, gründlich schief. Das lag nicht allein am Fehlen jeglicher Planung, sondern

auch am Mangel an Recherche, am Fehlen von Insiderwissen und nicht zuletzt an einem erlahmenden Willen. Der scheiternde Räuber war kein Krimineller, nicht einmal ein Amateurverbrecher. Er war einfach ein ganz gewöhnlicher Nanyukier.

Mannshoch türmten sich die Herausforderungen vor Rafiki, doch wenn es je einen Mann gegeben hat, der sich der Herausforderung stellte, in einem stetig kleiner werdenden Spielraum zu beweisen, dass er ein Mann war, dann war er, dessen Name »Freund« bedeutete, dieser Mann. Rafiki ging spät ins Bett, bereit, es mit allen Schrecken der Nacht aufzunehmen, und stand früh auf, voller Zutrauen, er könne sich allen Prüfungen stellen, die seinen Weg kreuzten, wenn er in seiner Mission unterwegs war, mit der Gitarre und seinen Songs die Nanyukier zu informieren, sie zu bilden und zu unterhalten. Nur mit diesen beiden Dingen, seinem breiten Lächeln sowie seiner Entschlossenheit, Vernunft und Weisheit unter seine Leute zu tragen, streifte er durch die Straßen, auf der Suche nach denen, die Zuspruch brauchten und das Geld besaßen, dafür zu bezahlen. Manchmal zog er seinen überwältigten Zuhörern so viel Trinkgeld aus der Tasche, dass er überzeugt war, er widme sich einer lohnenswerten Unternehmung, einer, die man guten Gewissens als kommunale Dienstleistung bezeichnen konnte.

»*Jambo, rafiki*«, grüßte er die gleichgültigen Ladenbesitzer, »Möchtet ihr meinen neuen Song hören?«

Meistens wollten sie nicht. Sie lächelten, wenn er in ihre Läden spazierte, schüttelten den Kopf und lächelten, wenn er wieder hinausging und immer noch auf seiner Gitarre klimperte, den Kopf hoch erhoben, mit dem breiten Lächeln, das nicht einen Augenblick lang unsicher wurde.

Für die wenigen, die sich die Mühe machten, seine neuen Kompositionen anzuhören, spielte er mit vollem Einsatz. Manche sagten – und er stimmte ihnen aus vollem Herzen zu –, dass seine Songs sie trösteten und ihnen Kraft schenkten, ihnen Grund gaben weiterzumachen. Wenige nur waren es und für gewöhnlich auch jene, die nicht das Geld hatten, seine Zeit und Mühen zu

entlohnen, aber ihre Kommentare machten ihm Mut und bestärkten ihn darin, dass er den richtigen Weg eingeschlagen hatte.

»Ein Song für zehn, ein Song für zehn«, klimperte er sich seinen Weg in die *Pirates' Bar and Restaurant*.

An einer Wand der Bar befand sich das große Wandgemälde eines als Pirat gekleideten, lächelnden Gitarristen mit Augenklappe, extrabreitem Sombbrero und Rafikis Namen darunter. Eine Handvoll Kunden war da; einige tranken Tee und aßen *mandazi*, während andere sich an ihrem Frühstücksbier gütlich taten, das ein mürrischer Kellner mit verkaterten Augen servierte. An der *mandazi*-Vitrine lehnte eine Kellnerin, die Wangen aufgeblasen wie eine *miraa* kauende Ziege.

»*Jambo, rafiki*«, grüßte Rafiki sie. »Hallo, Freunde, möchtet ihr meinen neuen Song hören?«

»Nein«, sagte der Kellner missmutig.

»Einsen für nur zehn, drei für zwanzig?«

»Nein.«

Rafiki stimmte dennoch seinen Song an, aber die Kellnerin unterbrach ihn abrupt. »Das kennen wir schon«, sagte sie, die Zähne grün vom halb durchgekauenen *miraa*.

»Wirklich?«, versuchte er es trotzdem. »Aber habt ihr das schon gehört?« Er stimmte den gleichen Song noch einmal an. Es war sein neuester, so neu, dass ihm noch der süße Duft des Nachthemds seiner Frau anhaftete. Der Text war ihm während der quälenden Schlaflosigkeit der letzten Nacht eingefallen, als er neben seiner Frau gelegen und ihrem friedlichen Schlaf gelauscht hatte.

»Das ebenso wie alle anderen«, sagte der Kellner, bevor Rafiki auch nur ein Wort gesungen hatte.

Außer seiner Frau, die ihm befohlen hatte, die Klappe zu halten und weiterzuschlafen, als er damit um drei in der Früh bei ihr Eindruck schinden wollte, hatte noch niemand diese ersten Textzeilen gehört. Doch Rafiki wollte sich deshalb nicht mit ihnen streiten. Es waren seine Leute. Er kannte sie besser als sie sich selbst. Sie waren keine schlechten Menschen. Sie waren Nanyukier.

»Dann eben morgen«, sagte er auf dem Weg hinaus, und zeig-

te auf das Wandgemälde mit dem Gitarristen. »Der Sombrero ist zu groß.« Er hatte Gerüchte gehört, dass einige seiner Fans Reproduktionen des Bildes an den Lehmwänden ihrer Häuser in Majengo hatten. Das wärmte ihm das Herz. »Und meine Zähne sind auch nicht so groß«, fügte er hinzu.

»Das bist du nicht«, klärte der Kellner ihn auf.

»Wirklich nicht?«, fragte er lächelnd. »Ich bin kein Pirat, aber er sieht aus wie ich.«

»Das bist du nicht.«

»Er trägt meinen Namen.«

»Das bist du nicht.«

»Dann bis morgen«, sagte er und ging zur Tür.

»Mit einem neuen Song?«, fragte die Kellnerin sarkastisch.

»Wie immer«, lachte er. »Ihr kennt mich, ich bin ein hart arbeitender Mann.«

Sein Telefon klingelte. Er kramte in seiner Tasche und zog ein Nokia-Handy hervor, das schon bessere Tage gesehen hatte. Er führte es theatralisch ans Ohr und räusperte sich. »Man Guitar«, sagte er und stellte die Stimme auf Geschäftston.

»Ja, genau der. Rafiki. Was? Wer ist da? Wer sind Sie? *Ati, wewe nani? Wewe nani? Oh, ni wewe Sweettea? Kwani una homa?* Du bist erkältet? Seit wann? *Pole, Sweettea*, tut mir leid, aber ich habe nicht gemerkt, dass du erkältet bist. Ich war zu müde. Weil ich den ganzen Tag für dich gearbeitet habe. Ja, auch für meine Kinder. Ich hab doch gesagt, dass es mir leidtut. Ich arbeite hart, um dich zu unterstützen. Hab ich immer. Erinnerst du dich, als es dir in den Sinn gekommen war, Stadträtin für den Distrikt Majengo zu werden? Die Leute haben gedacht, ich wäre auch verrückt geworden, so wie ich dich als die moderne Wangu wa Makeri gepriesen habe. Du erinnerst dich an den Song, den ich zu deinem Lob gesungen habe. Sie, der erste weibliche Chief der Gikuyu, war auch eine gute Frau, stark und zäh. Tut mir leid, *Sweettea*, aber ich konnte nicht ahnen, dass die Leute das so auffassen würden. Ich weiß, *Sweettea*, manche Dinge sind einfach unmöglich, andere nicht für Frauen. Was für Dinge? Darüber reden wir, wenn ich nach Hause

komme; ich hab jetzt zu tun. Soll ich nach der Arbeit ein paar Aspirin mitbringen?«

Schnell klappte er das Handy zu und steckte es, ein wenig verunsichert, in die Tasche, drehte sich um und bemerkte, dass das ganze Restaurant ihn wartend ansah. »Die Frau«, erklärte er ihnen. »Sie ist erkältet.«

»Stimmt es, dass sie die Hosen anhat?«, fragte die Kellnerin mit all der Ernsthaftigkeit einer *miraa*-Konsumentin.

»Hör mit dem *miraa*-Kauen auf«, riet er ihr.

Draußen auf der Straße grüßte ihn herzlich ein Blechbüchsenbettler: »*Jambo, Rafiki*.«

»*Jambo, rafiki*«, antwortete er.

Der Mann stammte aus dem alten Majengo und war in den vergangenen Zeiten, als das Brauen von illegalem Bier noch eine Kunst war, ein Braumeister einigen Ansehens gewesen. Er konnte ein Fass mit gefährlich starkem *machore*, ausreichend um ganz Mogadishu betrunken zu machen, in weniger als acht Stunden auf den Tisch bringen und verwendete dabei nur Zucker, Honig und getrocknete Aloewurzel. Mehr noch, er war so geschickt, es zu vergraben, dass die Polizei warten musste, bis er sein Gebräu ausgrub, wenn sie ihn zusammen mit seinen Kunden verhaften wollte. Und er zeigte sich der Polizei so erkenntlich, dass er und seine Kunden nie länger als eine Nacht im Gefängnis verbrachten. Seinen Kunden gefiel es, dass sie nicht fürchten mussten, in den Zellen zu verrotten, wenn sie bei ihm tranken.

»*Machore* kann euch neue Stiefel kaufen«, verhöhnten sie die Polizisten. »Was könnt ihr für uns tun?«

Dann, als *Machore* eines Nachts seinen Erholungsaufenthalt im Gefängnis genoss, wanderten alle seine Kunden und einige seiner Konkurrenten in den Wald von Liki ab und erklärten sich dort zur autonomen Stadt, in der sie brauen und trinken konnten, ohne dass sie eine Verhaftung fürchten mussten, und das Geschäft des Braumeisters ging ein. Er konnte seinen Kunden nicht in das neue Land folgen, weil ihm ein Teil des Hauses seiner verstorbenen Mutter gehörte und er deshalb ebenso verachtenswert wie

jeder Hausbesitzer war. Im Liki Village war er so willkommen wie eine Lastwagenladung Polizisten. So auf sich gestellt, mit einem Mietshaus ohne Mieter und als Schwarzbrauer ohne Trinker, blieb Machore nichts anderes übrig, als sich nun als Blechbüchsenbettler durchzuschlagen.

»Sing mir einen Song«, bat er Rafiki.

»Hast du Geld?«

»Du etwa?«

Sie lachten. Der Mann klapperte mit seiner Blechbüchse.

»*Nani kama sisi?*«, krächte er. »Wer ist wie wir?«

»*Hakuna kama sisi*«, klimperte Rafiki vor sich hin. »Keiner ist wie wir.«

Sie waren waschechte Söhne unserer Stadt. Sie könnten ohne Geld leben, wenn die Welt sie ließe.

Kapitel 2

In den alten Zeiten war das Stadtzentrum von Nanyuki in zwei Gebiete unterteilt. Das eine Viertel bestand aus der Main Street, den umliegenden Büros des Distriktchefs und der Verwaltungsabteilungen. Die Main Street war ausschließlich europäischen Geschäften vorbehalten. Hinter der Main Street begann, in gebühlichem Abstand zur Hauptstraße, das asiatische Viertel. Die europäischen Siedler konnten in beiden Vierteln einkaufen, die Asiaten hingegen durften nur in ihrem asiatischen Viertel verkaufen. Den Bewohnern von Majengo war es nur erlaubt, in den Läden der Asiaten einzukaufen. Diese Rassentrennung verlangte das Gesetz. Jeder, der dabei ertappt wurde, die Grenzen der Hautfarbe zu überschreiten, bekam das Gesetz zu spüren. Man nannte das die Rassenschranke.

Erst nach dem Mau-Mau-Krieg, als die Stacheldrahtzäune fielen, die Patels ihr Geschäft in die Main Street verlegten und jeden Kunden ungeachtet seiner Hautfarbe willkommen hießen, bekam Majengo heraus, welche Waren in den Geschäften auf der Main Street verkauft wurden.

Patels Kauf auf Raten fand man auf halbem Weg die staubdurchwehte Main Street hinauf zwischen einem Schuhgeschäft und einem geschlossenen Buchladen, der einst richtige Bücher verkauft hatte. Manish Patel, der älteste der Brüder, saß an einem riesigen alten Schreibtisch, auf dem sich staubige Akten türmten, und starrte so angestrengt auf den Eingang, dass er gar nicht bemerkte, wie Rafikis breites Lächeln hereinmarschierte.

»*Jambo, rafiki*«, grüßte er sie. »Hallo, Freunde, ich hab einen Song für euch.«

Manu Patel, der jüngere Partner, winkte ihn geschäftig weg und hämmerte mit dicken, wütenden Fingern weiter auf seinen Tischrechner ein. Rafiki bahnte sich seinen Weg um staubbedeckte Kühlschränke herum, vorbei an elektrischen und Gaskochern zu eingestaubten Couchgarnituren und weiter bis in den hintersten Winkel des Ladens, in dem Manu Patel an einem noch größeren Schreibtisch mit dem Schild »Manager« saß.

»Kostet nur zwanzig Shilling«, bot er an. »Ein sehr guter Song.«

Manu zeigte zur Tür. Rafiki lungerte herum, klimperte auf seiner Gitarre und summte den neuen Song. So lief es nahezu immer ab, wenn Rafiki vorbeikam. Manu beachtete ihn so wenig wie möglich, und Rafiki hielt aus, bis er nachgab.

»Hier«, er warf ihm ein paar Münzen hin, »jetzt gehst du, und komm ja nicht wieder und nerv mich.«

Auch das lief immer so ab.

»Erst singe ich meinen Song.« Rafiki stimmte die Gitarre. Zwei Saiten hätten schon längst ersetzt werden müssen und waren zum Zerreißen gespannt. »*Kula na kulipa*«, sagte er und drehte an den Wirbeln. »Ich esse, und ich spiele. So mach ich das.« Er drehte weiter an den Stimmwirbeln und führte Selbstgespräche, während Manu mit den Zähnen knirschte und sich am Schreibtisch festklammerte, um seine Wut zu zügeln. Dann, als Manu schon aus der Haut fahren wollte, brachte Rafiki die Gitarre, so gut es eben ging, zum Klingen, und stimmte seinen neuen Song an. Manu hielt sich die Ohren zu. Manish hingegen schien überhaupt nichts zu hören und starrte nur weiter mit grimmigem Gesicht zur Tür.

Der Song war noch unfertig, entledigte sich immer noch seines Kokons und der Dunkelheit der vergangenen Nacht. Rafiki hatte in kaum zwei Stunden Arbeit den Text verfasst, bevor seine Frau ihn gebeten hatte, den Song beiseitezulegen und wieder zu schlafen. Jetzt sang er ihn bis zum vorläufigen Ende, entschuldigte sich laut und aufrichtig bei seinem Publikum, dem nicht gerade viel daran lag, und erklärte ihm, dass der Song mit der Zeit besser werden würde. »Ist noch in Arbeit«, sagte er, während er die Münzen vom

Fußboden aufsammelte, wo sie sich verteilt hatten. »Und, zu deiner Information, ich bin Musiker, kein Bettler.«

»Auch egal«, schien Manu mit seinem Achselzucken zu sagen.

Rafiki bahnte sich seinen Weg durch die Reihen verstaubter Haushaltgeräte. In der Nähe des Eingangs blieb er stehen, um einen vierflammigen Gaskocher zu bewundern. »Mein Frau wünscht sich so einen Kocher«, sagte er zu Manu.

»Sag ihr, dass du dir den nicht leisten kannst«, riet ihm Manu.

Rafiki lächelte und ging hinaus. Ein paar Schritte von der Ladentür entfernt setzte er seinen Sombrero ab, unter dem ein weiterer Hut zum Vorschein kam, stellte den Sombrero auf den Bürgersteig und fing zu spielen an. Die Passanten ignorierten ihn rundheraus. Er spielte weiter, mit seinem breiten Lächeln, sang und verwickelte sie in ein einseitiges, unbeschwertes Geplänkel, hielt ab und zu inne, um seine Gitarre zu stimmen und die Einnahmen zu zählen. Er brauchte neue Saiten, und er brauchte neue Plektren. So wie es aussah, war er vom einen wie vom anderen weit entfernt.

Die Sonne hatte die Gipfel frei geräumt, ergoss sich jetzt in Kaskaden den Berg herab und verkündete Nanyuki einen sehr heißen Tag. Der Gehsteig heizte sich auf. Rafiki schwitzte bereits.

Im Laden hinter ihm saßen Manu und Manish Patel an ihren angestammten Schreibtischen und schlugen sich mit ihren Problemen herum, während Rafiki ihre Ohren mit einer Kakophonie malträtierte, die selbst für ungeübte Ohren ziemlich schräg klang.

»Manish!«

Rafiki hörte Manu schreien und drehte sich um. Er hatte direkt vor ihrer Eingangstür Stellung bezogen und konnte sie, wenn er über die Schulter blickte, sehen und hören.

»Du bist dran«, sagte Manu und machte eine Geste zur Tür hin.

Manish starrte zum Eingang. In Sturzfluten ergoss sich die Musik in den Laden. Manu sprang auf und stürmte zur Tür. »Du!«, fuhr er Rafiki an.

»Ja?« Rafiki lächelte ihn an.

»Ich hab dir schon mal gesagt: nicht vor dem Geschäft.«

Er war ungewöhnlich gereizt. Rafiki, der immer noch lächelte, hob seinen Sombrero auf und trat ein paar Schritte zur Seite. Sobald Manu wieder im Laden war, ließ er den Hut fallen und spielte weiter. Dann hörte er einen neuerlichen Schrei.

»Du!« Es war wieder Manu, der in der Tür stand und Feuer spielte. »*Songa mbele*«, winkte er Rafiki weg. »Zieh Leine.«

»Was ist los, *rafiki?*«, fragte Rafiki ihn. »Warum heute so wütend?«

»*Potea*«, erwiderte Manu. »Verschwinde.«

Das ist ein seltsamer Tag, dachte Rafiki. Er kannte die Brüder als ruhige, freundliche Menschen, die kaum je die Stimme hoben, wenn sie sprachen. Noch nie waren sie so wütend auf ihn gewesen oder so genervt von seiner Musik.

Immer noch lächelnd hob er seinen Sombrero auf und zog ein Stück weiter vom Eingang weg. Manu ging wieder hinein. Rafiki legte seinen Hut ab. Dann kam ein weiterer Bettler vorbei, der mit seiner Blechbüchse von Laden zu Laden rasselte. Er war neu in der Stadt, sonst hätte er nicht so früh am Morgen Manus Geschäft betreten, um zu betteln. Die ortsansässigen Bettler wussten, dass die Patels, wenn überhaupt, nicht vor dem späten Nachmittag Almosen verteilten. Rafiki hörte hinter sich ein Belfern, und der Bettler kam erschreckt aus dem Laden geschossen. »Was ist denn mit denen los?«, fragte er.

»Zu früh«, antwortete Rafiki.

Der Mann linste in Rafikis Sombrero. »*Kweli utajaza hii ndoo leo?*«, wunderte er sich. »Kriegst du den Kübel jemals voll?«

»Ich bin kein Bettler«, klärte Rafiki ihn auf. »*Potea*.«

Der Bettler setzte seine Runde fort. Rafiki spielte weiter. Manu tauchte erneut in der Ladentür auf, sein graues Haar stand ihm zu Berge, die Bartstoppeln stachen als wütende Borsten hervor. Rafiki bedeutete ihm, dass er, wie verlangt, weggerückt war. Er stand auf der zentimeterbreiten Grenze zum nächsten Geschäft. Das war Niemandsland, seiner Meinung nach.

»*Kwenda kabisa*«, sagte Manu. »Verschwinde.«

»*Ati kabisa?*« Rafiki kam stattdessen näher, immer noch lächelnd, und flehte, er hätte Frau und Kinder, die etwas zu essen wollten.

»Ich bin nicht deine Mutter«, sagte Manu. »*Mimi siyo mama yako. Potea!* Hau ab!«

»Sei nicht so, *rafiki*«, sagte Rafiki. »Ich will keine Almosen von dir. Ich bin ein arbeitender Mensch.«

»Arbeite woanders«, forderte Manu ihn auf. »Such dir eine richtige Arbeit.«

Rafikis Blick wanderte an Manu vorbei in den Laden dahinter. Manish stand, mit einem Seil in der Hand, auf seinem Schreibtisch. Während Rafiki zusah, befestigte der ältere Patel das eine Ende des Stricks am Deckenventilator über sich und band das andere zur Schlinge.

»Was tut er da?«, wunderte Rafiki sich laut.

Manu drehte sich um und sah nach, gerade als Manish sich die Schlinge um den Hals legte und vom Tisch springen wollte.

»Manish«, sagte er mit ruhiger, brüderlicher Stimme, »das kannst du hier nicht tun. Was sollen denn die Kunden denken?« Dann überließ er es seinem Bruder, über die Konsequenzen nachzusinnen, drehte sich wieder zu Rafiki um und befahl ihm, er solle verschwinden, *potea*.

Das ist wahrhaftig ein seltsamer Tag, dachte Rafiki, während er seine Sachen zusammenpackte und den Sombrero aufhob, bereit weiterzuziehen. Ein Telefon läutete. Manu und er kramten in ihren Taschen. Beider Handys waren zerbeult, kaum zu hören und hatten denselben Klingelton. Rafiki zog als Erster sein Nokia hervor; es war so alt, dass es mit durchsichtigem Klebeband zusammengehalten wurde. »Man Guitar«, sagte er und stellte seine Stimme auf professionelles Timbre um. »Ja, das bin ich, Man Guitar, guten Freunden auch als Rafiki bekannt.«

Manu überließ ihn seinem Anruf und ging in den Laden. Rafiki lehnte die Gitarre ans Schaufenster und lief auf und ab, während er telefonierte. »*Ati nini?*«, sagte er. »*Kwa sababu gani? Hapana, Sweettea, wacha hiyo maneno. Usinifanyie hivyo.* Warum kommst du

jetzt damit, wenn ich arbeite? Warte, bis ich nach Hause komme. Nein, du wartest auf mich, okay? Ich sagte, du wartest, hast du mich verstanden? Mach ja keinen Unsinn, bevor ich nach Hause komme. Nein, *Sweettea*, du weißt, dass ich es nicht so meine. Du wartest auf mich.«

Dünner, klebriger Schweiß rann ihm das Rückgrat hinunter, als er auflegte. In einem Wutanfall riss er sich den Sombrero vom Kopf, schleuderte ihn auf den Gehsteig und stimmte ein weiteres Mal seinen neuen Song an. Sollte nur einer versuchen, ihn daran zu hindern. Er hatte die Nase voll von Leuten, die ihm sagten, was er zu tun hatte. Er war Man Guitar, der Entertainer, und vor allen Dingen sein eigener Herr.

Verblüffenderweise floss der Song, der bisher allen Bemühungen um ein Ende getrotzt hatte, in diesem Augenblick der Entschlossenheit, im stillen Auge seiner Wut, mit einem Mal ungehindert, schien sich selbst fertig zu schreiben, da er seine ganze Wut hineinlegte. Es war so klar und harmonisch lebendig auf Fingerspitzen und Lippen; seine Wut hatte sich in Genialität verwandelt. Er unterbrach sich, um neuerlich die Gitarre zu stimmen, bevor alle Wut verbrannt war, und zog dabei einen Stimmwirbel zu fest an. Eine Gitarrensaite riss mit trostlosem Klirren, das man bis zur County Hall am Ende der Straße hören konnte.

Er hob seinen Hut auf und ging los, die Straße hinauf. Er kam bis zur Post, blieb unentschlossen stehen, drehte sich um und lief in die entgegengesetzte Richtung. Auf der Höhe von *Manus Kauf auf Raten* trat er aus einem Impuls heraus, den die Verzweiflung befeuerte, plötzlich wieder in den Laden. »Gehört euch etwa die Stadt?«, verlangte er von der Tür her zu wissen.

Manu gab sich Mühe, ihn nicht zu beachten.

»Du hältst dich wohl für Gott, nur weil du Geld hast? Ich spiele in dieser Stadt, wo ich will. Ich bin Man Guitar!«

»Raus aus meinem Geschäft!« Wütend sprang Manu auf. »Wenn du nicht sofort aus meinem Geschäft ... unserem Geschäft verschwindest, rufe ich die Polizei.«

»Dann ruf auch gleich die Armee und das Überfallkommando«,

tobte Rafiki zurück. »Ich gehöre hierher. Ich bin ein waschechter Nanyukier. *Hakuna kama sisi?*«

Sie starrten einander an. Ein Telefon läutete. Sie unterbrachen die Auseinandersetzung, um in ihren Taschen nach den klingelnden Handys zu suchen. Rafiki fand seins und ging ran, während Manu immer noch damit beschäftigt war, seine Taschen nach dem seinen zu durchforsten.

»Man Guitar«, meldete er sich. »Nein, *Sweettea*, tu mir das nicht an. Du wartest, bis ich nach Hause komme. Ich arbeite. *Ati kazi gani?* Du weißt, dass ich auch für dich so hart arbeite. Ich war die ganze Nacht auf und hab einen neuen Song geschrieben. Es ist nicht meine Schuld, wenn diese Schwachköpfe gute Musik nicht zu schätzen wissen.«

Er warf einen kurzen Blick zu Manu hinüber. Der machte sich wieder an seine Arbeit.

»*Sikiza, Sweettea*«, fuhr er fort. »Hör zu, *Sweettea*. Ich weiß, dass du es satthast, wie die Dinge stehen. *Umechoka na ufukura, lakini*, was soll ich machen? Du weißt, dass ich alles für dich tun würde, wirklich alles, sag einfach, was. *Ati*, was? Kamelfleisch verkaufen? Wessen Kamelfleisch? Was meinst du damit, mir eine richtige Arbeit suchen?«

Er drehte sich um und sah, wie Manu nickte, als wollte er sagen: »*Hab ich's dir nicht gesagt?*«

»Das ist richtige Arbeit!«, brüllte er ihn an.

»Ich schrei dich nicht an, *Sweettea*«, sprach er ins Telefon. »Ich bin wütend auf den Mann hier, der mir meinen Tag kaputt machen will. Für ihn ist das, was ich mache, keine Arbeit. Er ist nicht mit dir einer Meinung, er kennt dich nicht. Du bist ihm nie begegnet. Er ist ... einfach ein anderer Mann. Ich unterstütze dich doch auch, *Sweettea*, hab ich immer. Als du Chief von Majengo werden wolltest? Ich kann nichts dafür, wenn die Leute nicht wollen, dass eine Frau ihnen sagt, was sie zu tun haben. Männer – und Frauen auch. Ich weiß es einfach. Welche Frauen? Jetzt fang nicht wieder damit an. Du bist schuld, dass ich in der Band aufgehört habe. Ich will nicht wieder in einer Band spielen. Was würde dich

glücklich machen? Sie ist auch meine Tochter. Und wo soll ich bis zum Abend das Geld auftreiben? Willst du, dass ich raube oder stehle? Was? Was meinst du damit, dich wie ein richtiger Mann unterstützen? Hallo? Hallo? *Sweettea*? Hallo?«

»Sie hat aufgelegt«, sagte er zu Manu.

Manu hatte ihn vergessen und tippte auf seinem Tischrechner herum.

»Was soll ich jetzt tun?«, fragte Rafiki laut.

Die Frage kam so unerwartet, war ein derart plötzlicher Wandel in Richtung und Geschwindigkeit, dass Manu innehalten und sie verdauen musste. Dann, als er sie verdaut hatte, wurde ihm klar, dass er nicht wusste, was sie bedeutete oder warum sie ihm gestellt worden war. Er zuckte die Schultern. Es ging ihn nichts an, und außerdem scherte er sich keinen Deut darum. Er hatte sich mit Rafiki bereits länger herumgeschlagen, als ihm an einem Tag gut tat. Er hatte genügend eigene *matata* und ausreichend eigene Probleme, die den Tag ausfüllten. Obwohl es erst zehn Uhr war, hatte er das Gefühl, als wäre die zweite Hälfte seines Lebens verstrichen, seit er heute Morgen aus dem Bett gestiegen war. Auch Rafiki fiel das anscheinend auf, denn nachdem er gesagt hatte, weswegen er gekommen war, drehte er sich um und ging.

Der Wind hatte neue Kraft gesammelt, wehte böig die Main Street herauf und trieb einen Haufen schwarzer Plastikbeutel vor sich her, die er bei den Pflanzenhändlern an der Nanyuki River Bridge aufgelesen hatte. Er brachte einen sandigen Staub mit, den er die achtzig Meilen von Isiolo herangeweht hatte, um den Nanyukiern eine Kostprobe des Lebens in den nördlichen Bezirken zu geben. Die Plastikbeutel, die den Flug über das Wasser nicht geschafft hatten, waren in den Fluss gefallen und auf eine Tausendmeilenreise zum Indischen Ozean und in die Welt hinaus gegangen. Die übrigen rasten mit den *matatu*- und den *piki-piki*-Taxis um die Wette die Main Street hinauf, aus der Stadt hinaus und Richtung Süden zum Äquator. Und wenn der Wind beharrlich blieb, reisten sie von dort die ganze Strecke zurück bis nach Nairobi, wo sie auf die Welt gekommen waren, wenn sie nicht einen

großen Bogen um die Stadt machten und auf der Suche nach neuen Abenteuern südwärts flogen. Gerüchte besagten, dass einige Nanyuki-Plastikbeutel in Städten aufgegriffen worden waren, die so weit im Süden lagen wie Kapstadt, wo sie die Anti-Abfall-Gesetze verletzten, aber diese Gerüchte konnten auch auf die Nanyukier selbst zurückgehen, die sich wieder einmal übernahmen und beweihräucherten.

Rafiki stand unmittelbar vor der Ladentür, sah erst in die eine Richtung, dann in die andere, beobachtete, wie die Plastikbeutel vorbeiflogen, und Gedanken der Verzweiflung kamen in ihm auf. Leute, die ihn so sahen, bemerkten auch den dunklen Schatten an seiner Seite, ein Scheinwesen, das beinahe sein Lächeln auslöschte, und sie gingen an ihm vorüber, ohne ihn mit dem gewohnten *Jambo, Rafiki* zu grüßen. Er stand einige Minuten in der erbarungslosen Sonne, und wilde Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Mit diesem Augenblick hatte sein Leben den Sinn verloren. Alles, was er war, und alles, was er zu sein versuchte, war von einem einzigen Telefongespräch zermalmt worden. Was er zu sein glaubte, wer er zu sein versuchte, war durch ein einziges Telefonat demontiert und bloßgestellt worden.

»Sie will einen richtigen Mann!« Er schrie es laut genug, dass die ganze Main Street ihn hören konnte. »Ich werde ihr zeigen, was ein richtiger Mann ist!«

Erneut betrat er das Geschäft. Mit schwerem, entschlossenem Schritt ging er zu Manus Schreibtisch und lehnte seine Gitarre dagegen. Dann, ohne ein Wort zu einem der beiden Männer, bückte er sich, langte unter sein rechtes Hosenbein und zog ein Messer mit einer einen Fuß langen Klinge hervor.